Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 51 (1980)

Heft: 11

Artikel: Das Alter - Verlust und Gewinn : "Der Sinn des Lebens ist die Hingabe des Lebens" : Sterben und Tod - nur Verlust?

Autor: Meyer, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-809831

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Der Sinn des Lebens ist die Hingabe des Lebens»

Unter dem Titel «Sterben und Tod — nur Verlust?» sprach Pfr. Werner Meyer (Stäfa) im Rahmen des letztjährigen Fortbildungskurses für Altersheimleitung und Kaderpersonal über den Sinn des Alterns. Der Vortrag, der vom biblischen Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus ausging, dürfte allen Hörern als sehr eindrücklicher Abschluss des Kurses in Winterthur in Erinnerung geblieben sein. Gerade sie werden es schätzen, den Vortragstext nun im Fachblatt nachlesen zu können. In theologischer und priesterlicher Sicht markieren Alter und Altern nicht bloss «die Demontage der Existenz». Dahinter öffnet sich vielmehr eine Dimension, aus der allererst Antwort auf die Sinnfrage herkommen kann. Beim Titel handelt es sich um ein Zitat aus dem Werk von Viktor E. Frankl.

Sterben und Tod – nur Verlust?

Von Werner Meyer, Stäfa

Wir tasten uns an den beinah unerforschten Kontinent «Tod» auf drei Anmarschpfaden heran. Wir fassen der zeitlichen Reihenfolge entlang ins Auge

1. Die letzte Lebensstrecke vom Zeitpunkt an, da eine schwere Erkrankung, ein irreversibler Abbauprozess nur noch eine begrenzte Lebensertung gestattet;
2. Den eigentlichen Sterbeprozess;
3. Das Jenseits des Todes: Ob und wie.

Wir durchgehen diese drei Stadien unter dem Gesichtspunkt «Gewinn und Verlust». Sie werden es dabei dem Theologen nicht krumm nehmen, wenn neben psychologischen, psychohygienischen, sozialmedizinischen Gesichtspunkten auch spezifisch religiöse, ethische, ja metaphysische zur Sprache kommen. Wir bringen deshalb jeden Abschnitt mit einem Jesus-Text aus dem Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus in Verbindung.

1. Die letzte Lebensstrecke – ein Akzeptationsproblem

Heimleitern, insbesondere Altersheim- und Pflegeheimleitern, muss man keinen Vortrag darüber halten, dass diese Strecke durch eine längere unvermeidbare Verlustliste gezeichnet ist, durch Minderungen, Abbröckelungen im Materiellen, im Sozialstatus, im körperlichen, im seelischen und im geistigen Aktionsradius. Eine Existenz schrumpft ein. Man verliert mehr und mehr das Subjektsein, man wird Objekt von Fremdmassnahmen, von Behandlungen, die man passiv erlebt. Dann die Schmerzen. Die Passion hat begonnen, nämlich die Demontage der Existenz (Da die chronische Form des Zivilisationssterbens im Vordergrund steht, werden wir nicht reden vom dramatischen Sterben im Krieg, an Epidemien, am Unfall). Am meisten Beachtung verdient hiebei die Frage: Kann der Betroffene die vor ihm drohend aufstehende Leidensgeschichte *annehmen?* Welche Schwierigkeiten hat er damit? Wird er als Patient, vielleicht als schwieriger Patient, von seiner Umgebung angenommen? Hilft man ihm, seinen Leidensweg anzunehmen oder verbaut man ihm das — sogar aus gutmeinenden, fürsorglichen Motiven? All diese Fragen hängen tief zusammen und bilden den Fragenkomplex des Akzeptiertwerdens des Sterbenden persönlich wie des Sterbens als Erscheinung. Wir leuchten diesen Komplex nun an mit einem Textstück aus Lukasevangelium, Kapitel 16:

> *Es war ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Ein Armer aber, mit Namen Lazarus, lag vor seiner Türe; er war mit Geschwüren bedeckt und begehrte sich von dem zu sättigen, was vom Tisch des Reichen abfiel; dagegen kamen die Hunde und beleckten seine Geschwüre . . . (Luk. 16, 19—20)*

Grell und umrißscharf zeichnet hier der Meister das Geschehen der *Nicht-Akzeptation.* Ein schuldig oder unschuldig Verwahrloster, Schwerkranker geht vor verschlossener Tür seiner Verendung entgegen. Der Reiche verstiess dabei nach den damals geläufigen Moralbegriffen und Kastentrennungen keineswegs gegen die Menschlichkeit. Er blieb der Routine treu, wenn er sich diesen Gescheiterten da draussen nichts angehen liess und nicht einmal die Hunde von ihm wegscheuchte. Natürlich hätte er sich auch etwas einfallen lassen können. Aber das wäre eine gradezu göttliche Bewegung gewesen. Der Reiche sieht keine Veranlassung, aus seiner egozentrischen Bahn, auf der man sich's wohlsein liess wie die Götter, auszubrechen.

Unaufdringlich, aber um so eindringlicher strahlt dieser Text eine Frage in die Menschenwelt aus:

«Wie stirbt man bei euch?»

Die Antwort scheint auf der Hand zu liegen: Jedenfalls nicht wie damals Lazarus. Man unterlasse es, unsere zivilisatorische Errungenschaften zu verdächtigen. Selbst ein Lazarone, ein Bruder der Landstrasse hat Anrecht und Möglichkeit, wohlversorgt im Spitalbett zu sterben.

Wir wollen es uns trotzdem nicht leicht machen mit obiger Frage. Gerade angesichts einer imposanten, auf astronomischen Kostenzahlen aufgebauten Infrastruktur der medizinischen Forschung und Technologie, des Gesundheitswesens, der Pharmazeutik, der Krankenfürsorge, der Krankenhausorganisation, der Hygiene stellt sich eigenartiger Weise die Frage «Wie stirbt man bei euch?»

Wir nähern uns der Frage in drei konzentrischen Kreisen.

Wohlstandszivilisation: Verdrängung des Todes

Es könnte nämlich sein, dass gerade das Vorhandensein der Grossorganisation Spital zur Bewältigung der Probleme Krankheit und Sterben neben all ihren unbestrittenen segensreichen Resultaten einen wenig beachteten eigentümlichen Nebeneffekt erzeugte: Die Phänomene Sterben und Tod sind aus dem alltäglichen Lebensgeschehen *verdrängt,* beiseitegeschoben in einen technisch perfekten Sonderbezirk, wo die dazu ausgebildeten Fachleute schon das Nötige vorkehren. Das Sterben hat keinen Sitz mehr im Leben. Uebrigens auch das andere «Randgeschehen» nicht mehr, die Geburt. So wie es die so tief sinnvolle Hausgeburt bald gar nicht mehr gibt, so gibt es auch bald kein Sterben zuhause mehr. (Obwohl noch nie in der Kulturgeschichte so viel privater Wohnraum mit allen hygienischen Schikanen zur Verfügung stand wie heute.) Dabei bedürfen keine Menschen so sehr der Einbettung in helfende, vertraute Herzen und Hände und Umgebungen wie die Gebärenden und die Sterbenden.

Konkrete Illustration: Ein Hausarzt, der einen kleinen Verschnauf übers Wochenende bitter nötig hätte, wird von Herrn XY telephonisch zu dessen sterbender Mutter in der Alterswohnung soundso gebeten. Da er bereits alles für ein Skiwochenende mit seiner Frau vorbereitet habe, wäre er froh, er, der Arzt würde zur Mutter schauen, wenn nötig die Ueberweisung ins Spital organisieren und wennmöglich dort den Sterbebeistand leisten . . . Es bedurfte einiger energischer Taktschläge von seiten des Arztes, bis der Herr widerwillig begriff, dass er als Sohn am Sterbebett der Mutter mindestens so wichtig sei wie der Arzt.

Aber das Sterben stört nicht nur die Freizeitprogramme der Gesunden. Gegen den kollektiven Schatten «Sterben» hat sich ein kollektiver Widerwille, eine Ablehnungsfront organisiert. Ziel ist: Das Sterben ins wissenschaftlich-hygienisch konkurrenzlos ausgerüstete Versteck des Spitals versorgen. Den Tod unsichtbar machen. Es kann nicht verantwortet werden, den modernen Wohnungskomfort mit einem Sterbefall zu belasten. Dass eine Leiche im Sarg — wie «frühner» — aus einem Haus hinausgetragen wird, ist schlechterdings unzumutbar. Es könnten ausserdem Komplikationen entstehen bei der Wiedervermietung der Wohnung, in der gestorben wurde. In den Spital damit . . .

Und der Spital? Ist er dem anfallenden Grossaufgebot zur Sterbebewältigung wirklich gewachsen? Technisch selbstverständlich. Aber menschlich? Seelisch-klimatisch, was die Geborgenheit, die betreuende Begleitung des Sterbenden betrifft? Denn unsere Spitäler sind Hochleistungsbetriebe für Menschen, die gesund werden müssen. Das erfordert die zeitliche und kräftemässige Totalmobilisation des sämtlichen Personals. Ich stelle darum mit grösster Ehrerbietung und Bewunderung fest, wie in unsern Landspitälern — ich bin in einem derselben als Seelsorger tätig — die Sterbenden richtig sorgfältig und liebevoll bis zum Ende begleitet werden. Arbeitspausen, Feierabende, ja Freizeiten werden geopfert oder eingeschränkt, um bei einem Menschen in der Agonie zu wachen, ihm in echter Solidarität still die Hand zu halten. Für ihn zu beten. Angehörige, die regelmässig im Fall der Sterbewahrscheinlichkeit zum Mitdabeisein gebeten werden, können nicht immer zur Stelle sein.

Aber es ist trotzdem nicht zu leugnen, dass Aerzte und Schwestern bei der bestehenden Quanität der Aufgaben je und je überfordert werden. Vorab in Grosskrankenhäusern der Ballungszentren. Ohne dass irgend jemand das will oder etwas dafür kann, können spital-betriebliche Zwänge — wie J. Wunderli, Zürcher Stadtarzt, ausführt — das Sterben auf ein behelfsmässiges Abstellgeleise abdrängen. «Da kann die *Entpersönlichung* des Sterbens grauenhafte Formen annehmen. Der Sterbende läuft dort Gefahr, seine letzten Tage und Stunden nicht mehr als Person erleben zu dürfen. Er wird zum Fall X mit dem terminalen Carzinom usw. Und fatalerweise besteht Gefahr, dass die Qualen der Agonie dank raffinierter medizinischer Techniken verlängert werden, wenn Aerzte die Lebenserhaltung überbewerten. Und die Angst vor dem Sterben droht grösser zu werden . . .» So Wunderli. Unterdessen hat sich gerade in der Schweizer Aerzteschaft das Bewusstsein von einem heiligen Recht des Menschen auf seinen Tod, wenn seine Lebenskräfte erschöpft sind, erfreulich gefestigt.

Wir sprachen vom Spitalsterben, weil wir von einer modernen Todverdrängung ausgingen. Und weil es möglich ist, dass man inmitten fortschrittlicher Medizinalwesen, ähnlich wie Lazarus auf den kalten Marmorstufen, westlicher Wohlstandsperfektion einsam sterben kann.

Eine moralische Entrüstung über die kollektive Verdrängung des Sterbens hilft nicht viel. Das Kollektiv ist die Summe der Individuen. Ein jeder von uns selbst verdrängt den Tod. Er ist für die andern . . .

Kein Wunder, wenn auch die «Fachleute», denen wir den ganzen Komplex «Sterben» zugeschoben haben, ebenfalls mit Verdrängungstendenzen bei sich selber zu schaffen haben. Wieweit sie (natürlich auch Angehörige des Sterbenden) das ihnen jeweils zugeschobene Sterben *annehmen* können, hängt wesentlich davon ab, ob und wie sie mit ihrer eigenen Sterbemöglichkeit in Beziehung treten.

Akzeptationsschwierigkeiten der Betreuer

Ein Arzt gesteht, dass er immer wieder Widerstand verspürt bei der Visite in das Krankenzimmer eines Todgeweihten zu gehen. Bei der Selbstprüfung komme er auf drei Gründe, weshalb man manchmal vor dem Sterbebett ausweiche:

> «die Angst vor dem eigenen Tod,
> die Fragen des Patienten,
> das plötzliche Erfassen der Grenzen unserer Medizin.»

Oder lassen wir einmal eine Krankenschwester ihre Schwierigkeit angesichts des Zimmers eines Todkranken andeuten. Sie ist Diakonisse, fachlich tüchtige Abteilungsschwester. Sie hat ihren Dienst schon an ungezählten todgeweihten Patienten ausgezeichnet geleistet bis zu deren Erlösung. Und doch passiere es ihr, gesteht sie mir in einer Arbeitspause, dass es Krankenzimmer gebe, um die sie am liebsten für ganze Tage, ja Wochen, den Bogen machen würde. So sei es grad jetzt wieder mit einer nach menschlichem Ermessen unheilbaren Patientin. Diese wisse zwar von den Aerzten denkbar klaren Bescheid (sie gab keine Ruhe, bis sie ihn bekam). Aber trotzdem — oder deswegen — gehe von der Patientin eine bohrende Unruhe, ein nervöses Forschen und Fragen über die Details ihres Zustandes, und dann wieder tagelang eine lähmende Hoffnungslosigkeit aus, der sie, die Schwester, mitsamt ihrer christlichen Fundierung, einfach nicht gewachsen sei. Man werde förmlich affiziert, in den Sog genommen von der Negativität und der depressiven Ausstrahlung in jenem Zimmer. (Die Schwester war natürlich keinen Augenblick in Gefahr, irgendeine gebotene Pflicht an jener Kranken zu vernachlässigen, aber sie brauchte Unterstützung, der rätselhaften «Sonnenfinsternis» um jenen Patienten herum widerstehen zu können.) Wir redeten nicht viel miteinander. Es war mehr eine gemeinsame Stille vor höchster Instanz. Dann ein Einswerden in einer Einsicht und einem Auftragsgefühl. Gerade diese Abstossung, die von der Patientin ausgeht, verwandelte sich uns zum *Anruf,* dem wir uns zu stellen haben. Ich verpflichtete mich, mehr in jenes Zimmer zu gehen, und die Schwester sah ihren Weg mit neuer Klarheit. Wir akzeptierten.

Wenn Sie um Rechenschaft ersuchen, was denn da in uns vorging in dem fast wortlosen Einschwenken in die situationsrichtige Haltung, so war es etwa dies: «Ach, schon wieder! Warum diese langsame und qualvolle Zerstörung eines menschlichen Leibes? Warum trifft's gerade mich als Zeuge und Begleiter? Was schreckt mich denn so zurück? Ist's nicht meine *eigene* mögliche Zukunft, *mein* irdischer Lebensabschluss, *meine* grosse Prüfung? Warum jetzt die Flucht davor ergreifen, weil ein anderer schon jetzt in die Schmitte geraten ist, in die auch Du so oder so eines Tages kommst! Gibt es da nicht eine geheime Solidarität? Zwei Geschlagene, dieser jetzt, ich, wenn ich dazu aufgerufen werde? «Tat twam asi = das bist ja du!» (Hindu-Weisheit). So geht bereits leise die verschlossene Türe auf zwischen dem Patienten und uns, die wir ihn zu begleiten entschlossen sind. Indem wir unser eigenes Sterben im Vorblick ganz leise zu akzeptieren trachten, beginnen wir den Sterbenden und sein Sterben anzunehmen. Das ist ein Hereinsickern des Geheimnisses der Stellvertretung im Leiden, einer zentralen Wahrheit des Christentums. Sie muss in solchen Momenten weniger verbal ausgesprochen als existentiell dargelebt werden.

Soll der Patient, dessen Lage über kurz oder lang zum Ableben führt, voll unterrichtet werden? Wenn immer es die geistige Verfassung gestattet, ja. Verheimlichung einer ihn zentral betreffenden Tatsache hat eine ernorm *isolierende* Wirkung auf ihn. Diese Verheimlichung gehörte bis kürzlich vielfach zum «Ueber-Wasser-Halte-Plan» im ärztlichen Behandlungskonzept, vermeintlich zum Wohl des Patienten. Natürlich kann eine schonungslose Eröffnung eine nicht ungefährliche Panik auslösen. Aber die Kommunikation-hemmenden Nachteile, die Verluste an Gemeinschaftsrealität durch «Tun als ob» wiegen viel schwerer.

Gerade inmitten der Schweizer Aerzteschaft mehren sich führende Stimmen für die volle, allerdings schonungsvoll, das Fassungsvermögen des Patienten Schritt für Schritt berücksichtigende Wahrhaftigkeit am Sterbebett. (Vgl. PD Hansjörg Senn, St. Gallen: «Wahrhaftigkeit am Krankenbett, aus der Sicht des medizinischen Onkologen».) Um den *Verlust* an menschlicher Geborgenheit, an sinnerfülltem Hinreifen auf das Ende zu ermessen, der durch Beschweigen der wahren Situation beim Sterbenden zu Buch steht, nehme man die Ueberlegungen von Tumorpatienten, denen die Information möglichst lange vorenthalten wurde, zur Kenntnis:

> «Ich glaube, mein Hausarzt hat Angst vor mir. Er lässt mich nie zu Worte kommen. Er geht mir womöglich aus dem Weg . . .»
> «Ich komme mir vor wie aussätzig, wie ausgestossen. Man tuschelt mit meinen Angehörigen und weicht mir aus. Alle sind so komisch.»
> «Mein Arzt meint zwar, ich wüsste nicht, dass ich CA habe. Ich möchte ihn nicht auch noch damit belasten . . .»
> «Warum hat man mir das nicht alles *früher* gesagt? Man hat mich um eine wichtige Zeit betrogen.»

(Hier ist von *Verlusten* die Rede, die *nicht* sein müssten.)

Trotzdem: Das Informieren bedarf grosser Einfühlung und Weisheit. Die bloss einmalige lapidare Mitteilung an den Patienten kann so etwas wie einen Immun-Schock auslösen: er begreift überhaupt

nichts. Oder er verdrängt die Sache. Eine Schwester berichtet: «Der Arzt hatte mir mitgeteilt, dass er den Patienten genau über seine Krankheit aufgeklärt habe. Aber aus den Aeusserungen des Patienten habe ich nachher erkannt, dass er den Arzt überhaupt nicht verstanden hat. «Der beste Weg, den Patienten hilfreich einzuweihen in seine terminale Situation, ist der, dass ein ganzes Betreuungsteam, die ganze «Ersatzfamilie», es sich zur Aufgabe macht, schonend und doch gezielt, mit Zeitnehmen für ungezwungene Gespräche, den Patienten zu umhegen und einzuweihen.

Doch damit sind wir beim Zentralproblem des Sterbens angelangt: Wie kann der Todgeweihte dazu kommen, seinen herannahenden Tod anzunehmen?

Den eigenen Tod annehmen

Der Demontage, der Verkümmerung und Zerbröckelung der eigenen Existenz beiwohnen ist nicht nur schwierig. Es ist unmöglich. Aber schliesslich geschieht auch das Unmögliche: Das Kamel schlüpft durch das Nadelöhr — wenn genügend Reduktionen über es ergangen sind. Dann nimmt der Sterbende sein Los an.

Man hat, seit Kübler-Ross, im wesentlichen *fünf* Phasen dieses Reduktionsprozesses vom anfänglichen entschiedenen Nein zum Sterben bis zu dessen Annahme zu unterscheiden gelernt:

1. Nicht-wahr-haben-Wollen (zum Beispiel: «Die Röntgenbilder sind verwechselt worden.»
2. Aggressive Verweigerung (siehe anschliessende Beispiele. In der Auflehnung meldet sich schon eine leise Bereitschaft).
3. Verhandeln («Vielleicht doch nicht?» «Wenn ich mich gut halte . . .» «Es sind immer wieder Wunder geschehen . . .»
4. Depression und Resignation. Man nimmt an, aber man trauert.
5. Bewusste Annahme. Man leistet Realitätsarbeit, ordnet, was zu ordnen möglich ist, trägt bei zur Situationserleichterung für Angehörige.
6. Verklärte Annahme. Erfüllung. Ergebung in die «Andere Kraft».

(frei nach «Betreuung Sterbender», Verlag Rocom)

Man hüte sich, diese Reihenfolge zu schematisieren. Nicht jedes Sterben durchläuft diesen Stationsweg in gradliniger Folge. Eher in labyrinthischer Verschlungenheit.

Ich nehme an, dass Sie vom Theologen vor allem die Hervorhebung des *seelsorgerischen* Aspektes erwarten, den Begriff «Seelsorge» in einem weiten, über das konfessionelle Amt hinausgreifenden Sinne genommen. Nennen wir es das *priesterliche* Element, in dem auch das verstehende und unterstützende Helfen des Arztes, der Schwester, des Pflegers u. a. eingeschlossen ist.

Ich beschränke mich zur Entfaltung des Begriffs «priesterliches Verhalten» auf *ein* Stichwort: *«Gestatten»*. Etwa so: Gestatten wir einem Patienten mit Todeserwartung, sich ungehörig zu verhalten, ungerecht und undankbar zu sein? Dieses Gestatten setzt bei uns selbst ein ahnungsweises Ermessen des dunklen Weges, des «finstern Sackes» (nicht Sackgasse blos, s. «Der Tod des Iwan Illjitsch» von Leo Tolstoi) voraus, in den der Todgeweihte gestossen wird. Gestatten wir ihm ferner, vom Wissen um Gottes Grösse her, dass er, der Patient, auch seine ganze christliche Kinderstube über den Haufen wirft und seine Aggressionen geradezu blasphemisch gegen Gott selber richtet?

Eine etwa sechzigjährige Frau, die bislang sorglos an der Seite ihres erfolgreichen Mannes aus dem Vollen hatte schöpfen können, materiell sowohl wie gesundheitlich, erhielt nach einem kleinen Eingriff im Spital eine besorgniserregende Diagnose. (Sie hatte sich stark genug gefühlt, auf Anhieb die volle Wahrheit zu erfahren.) Es traf sie härter als geahnt. Die Schwestern fühlten sich verpflichtet, mich auf die Schwierigkeit eines Besuchs aufmerksam zu machen: die Bedauernswerte lasse ihre Wut an jedem noch gesunden Menschenbilde aus, das über ihre Schwelle trete. Ich ging. Stante pede fiel sie über die Kirche her, und die Pfarrer seien samt und sonders gut bezahlte Berufsheuchler, und Gott, sofern es ihn gebe, hätte einen schönen Pfusch abgelassen bei der Erschaffung einer derart miserablen Welt. Sie habe jedes Interesse an ihm verloren, aber es gebe für sie zum Glück einen «lebendigen Gott», das sei ihr ungebrochen gesunder Mann, an diesem Baumstamm halte sie sich fest . . . Sie verbat sich Belehrung. Mein Gesprächsbeitrag bestand eigentlich in einem schmerzhaft wissenden «Gestatten».

Wenn Sie stark genug sind, zu weinen mit den Weinenden, so lassen Sie sich einen Moment vom kalten Hauch schmerzverzerrter Rebellion streifen, die ein Verzweifelter kurz vor seinem Tod in Worte fasste. Sie stehen im Buch «Mars» von Ernst Zorn. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein hoffnungslos Karzinomkranker aus «guter Familie» an der Goldküste des Zürichsees, und wir vernehmen darin den letzten Aufschrei eines sterbenden modernen armen Lazarus, einsam inmitten einer hochkulturellen Wohlstandswelt:

«Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass man, selbst wenn man von der Hypothese ausgeht, dass es Gott nicht gibt, ihn geradezu erfinden müsste. Ich postuliere Gott. Die gequälte Seele empfindet die Notwendigkeit der Existenz Gottes. Er ist die einzige Adresse, an die man seine Anklage wirklich richten kann und wo die Anklage ankommen muss. Er ist die personale Instanz, zu der man, nur in umgekehrter Rollenverteilung, sagen muss, dass man hungrig, bloss und traurig gewesen und nicht gespeist, nicht bekleidet, nicht getränkt worden sei . . . Gott schlägt mich mit einer bösartigen, tödlichen Krankheit, aber andererseits ist er selbst auch wieder der Organismus, in dem ich die Krankheitszelle verkörpere. Dadurch, dass ich so schwer erkrankt bin, beweise ich, wie krank Gottes Welt ist, und dadurch stelle ich die schwächste Stelle im Organismus Gottes dar. Ich bin das Karzinom Gottes . . .» — Vielleicht vermögen

Schriften zur Anthropologie des Behinderten

Neue Impulse für die Praxis

Als erster Band einer neuen Reihe «Schriften zur Anthropologie des Behinderten» ist im Verlag des Vereins für Schweizerisches Heimwesen (VSA) ein Buch erschienen, in dessen Mittelpunkt der behinderte Mensch steht:

> **Hermann Siegenthaler,** Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer / Vier Vorträge zum Erwachsenwerden Geistigbehinderter und zur Herausforderung an Eltern und Betreuer, 84 Seiten, Zürich 1980, Fr. 10.60.

Dieses Buch richtet sich an die Eltern und Betreuer von Geistigbehinderten, aber es unterliegt keinem Zweifel, dass die darin vereinigten, in einem inneren Zusammenhang stehenden vier Vorträge des Zürcher Heilpädagogen Prof. Dr. Hermann Siegenthaler darüber hinaus einen weiten Kreis von Interessenten anzusprechen vermögen.

Die vier Vortragstexte beschäftigen sich allesamt mit dem Thema des Menschseins. Was ist der Mensch? Diese Frage, die sich den Eltern und Betreuern von Geistigbehinderten in besonderer Weise und immer wieder aufs neue stellt, wird von Siegenthaler «von der Grenze her» angegangen — nämlich von jener Grenze her, an welche unser Denken oft anstösst und vor welcher es ratlos-resigniert versagt, solange es an der hochmütigen Wunschvorstellung festhält, dass Wert und Würde des Menschseins sich allein in der Selbstbestimmung und in der Autonomie des Menschen erfüllen könnten.

Auch Geistigbehinderte oder durch Krankheit und Alter veränderte Menschen sind und bleiben Menschen, solange sie leben. In leichtverständlicher Sprache macht das Buch das Verbindende sichtbar, was den Behinderten und den nichtbehinderten Eltern und Betreuern gemeinsam ist. «Mich interessiert dieses Verbindende», sagt Siegenthaler: «Jene menschlichen Züge, die weder durch Intelligenz und Gesundsein noch durch Krankheit und Behinderung verschüttet werden.»

Es ist ein ungemein schönes, ungewöhnlich hilfreiches Buch, das ermutigende Einsichten erschliesst und sich von allen billigen Klischees und Rezepten fernhält. Siegenthaler legt darin seine Auffassung von Erziehung und Förderung des Behinderten unaufdringlich-überzeugend dar. Er will der Praxis neue Impulse geben, ist doch die Praxis erklärtermassen sein besonderes Anliegen. Für die neue Schriftenreihe des VSA ist es ein gutes, vielversprechendes Zeichen, dass sie mit einem Buch wie diesem eröffnet werden kann. Der zweite Band der Reihe wird voraussichtlich im Herbst 1981 erscheinen.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

_____ Exemplar(e) der Schrift «Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer» von Prof. Dr. H. Siegenthaler zum Preis von Fr. 10.60, ab 10 Expl. Fr. 9.60 (exkl. Porto und Verpackung).

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

PLZ, Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

Bitte senden an Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

Sie zu spüren, wie hauchdünn die Trennungswand nur noch ist zwischen der Lästerung und dem tiefsten Mysterium der Welterlösung durch einen «Vertreter des göttlichen Organismus», der schwach und krank und wund wurde zugunsten des Ganzen.

Der biblische Hiob war gar nicht so weit entfernt von solcher Gottesverfinsterung, als er, todkrank, in seinen Qualen Gott mit einem gefühllosen Despoten verglich, der zum Zeitvertreib Schiessübungen macht auf seinen treuen Knecht Hiob, der dessen gesundheitlichen und existentiellen Fundamente mit Belagerungsmaschinen berennt wie Eroberer eine Stadt (Hiob 16, 12 ff.).

Hiobs Seelsorger, seine drei Freunde, empörten sich andauernd über die religiösen Ungezogenheiten des Schwergeprüften, setzten ihm mit endlosen Unterweisungen zu, knieten ihm auf der Seele herum, damit er sich als armer Sünder Gott ergebe. Was sie sagten, war nicht falsch. Sie kannten genau das Ziel — aber nicht den Weg. Sie wollten Hiob religiös «bekehren», überreden zur Annahme und Kapitulation. Aber gerade indem sie, unter missionarischem Erfolgsdruck stehend, ihr Ziel bei Hiob erreichen wollten, verhinderten sie den Prozess, den Reifungsweg bei Hiob. Sie waren Schulmeister, Kurpfuscher, aber nicht Priester.

Sie konnten Hiob nichts «gestatten». «Gestatten» heisst hoffend zuschauen, wie unter Konvulsionen Altes berstend auseinanderbricht und die Geburt des Neuen sich vorbereitet, und diesem Geschehen innerlich beteiligt assistieren. Gestatten heisst die Rolle annehmen, dass man vorübergehend zur Adresse, zur lebendigen Klagemauer wird, an die sich der Gequälte, solange Gott für ihn unerreichbar, verfinstert ist, wenden darf. Gestatten heisst auch nicht: Endlos schweigen. Wer wirklich begleitet, redet in Liebe, in Solidarität mit dem Getroffenen.

Und zu einem bestimmten Zeitpunkt wird es heller. Oder ganz hell. Der Tunnel der Depression ist durchstossen. Vielleicht für die Umgebung nicht mehr feststellbar.

Man mag diese Kämpfe um die Annahme des Todes als Alters- bzw. Pflegeheim-Tätiger als wenig aktuell empfinden, weil man ja mit Menschen zu tun hat, bei denen mannigfaltige Abbauprozesse bewusstes geistiges Erleben sozusagen längst zugeschüttet haben. Doch, was wissen wir? Einem Bericht aus einem deutschen Heim für gebrechliche Kinder ist zu entnehmen:

«Zu den tiefststehenden Pfleglingen, die wir hatten, gehörte Käthe. Nie lernte sie ein Wort sprechen. Sie schlang Nahrung hinunter, verunreinigte sich Tag und Nacht, stiess einmal einen tierischen Laut aus und schlief. Nie haben wir in den 20 Jahren gemerkt, dass sie auch nur eine Sekunde am Leben ihrer Umgebung teilnahm. Mit zwanzig Jahren siechte sie, nach der Amputation eines Beines, dahin. Eines Morgens rief mich einer unserer Aerzte, der als Wissenschaftler und Psychiater Anerkennung geniesst: «Komm einmal gleich her, Käthe liegt im Sterben!» Als wir gemeinsam das Sterbezimmer betraten, trauten wir unseren Augen und Ohren nicht. Die von Geburt völlig verblödete Käthe sang sich selbst die Sterbelieder. Vor allem sang sie immer wieder das Lied: ‚Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? . . .' Eine halbe Stunde lang sang Käthe. Dann schlief sie still ein. Immer wieder sagte der Arzt, dem ebenso wie den pflegenden Schwestern die Tränen in den Augen standen: ‚Medizinisch stehe ich vor einem völligen Rätsel. Durch eine Sektion kann ich, wenn es verlangt wird, nachweisen, dass Käthes Hirnrinde restlos zerstört und anatomisch Denktätigkeit nicht mehr möglich war.' (Aus: «Mystik im Irrsinn» in «Neue Wissenschaft», 7. Jahrgang, Heft 5.)

Wie, wenn das Sterben ein so tief komplexes und geheimnisvolles Geschehen wäre, dass es Faktoren ins Spiel brächte, die nicht allein auf anatomischen und physiologischen Daten basieren? (S. nächsten Abschnitt.)

2. Der Sterbeprozess – von innen erlebt

Von Lazarus heisst es in unserem Gleichnis: «Es begab sich aber, dass der Arme starb, und dass er von den Engeln in Abrahams Schoss getragen wurde.» Kann diese Sterbebeschreibung *mehr* sein als ein rührendes Bild der damaligen Volksfrömmigkeit?

Wir teilen vorerst einige neuzeitliche Selbsterfahrungen Sterbender mit.

Ein zirka siebzigjähriger Automechaniker, kämpferischer Gewerkschafter eher als «gläubiger» Kirchenchrist, jedoch den christlichen Prinzipien gerechten Zusammenlebens leidenschaftlich zugetan, bat mich eines Tages um einen seelsorgerlichen Besuch. Noch war er Rekonvaleszent auf schwachen Beinen, da er erst vor kurzem aus dem Spital zurückgekehrt war, in den er notfallmässig wegen schweren Herzinfarkts einige Wochen zuvor eingeliefert worden war. Sein Problem, zu dessen Bewältigung er mich zuhilfe rief, war dieses: «Herr Pfarrer, wie kann ich mit meiner Unzufriedenheit, ja meinem Groll gegen die Spitalärzte, die mich aus dem Sterben zurückrissen, fertig werden? Ich weiss, sie taten nur ihre Pflicht, und es ist nicht recht, dass ich ihnen zürne. Aber ich war doch schon tief drinnen — im Jenseits und der Friede, die Befreiung, die mich umfingen, waren so unsagbar gewaltig, dass es mich noch immer vor Heimweh beinahe zerreisst. Aber dass ich wieder zurückmusste, dass die Doktoren das fertig brachten, das hätte nicht geschehen dürfen. Ich war dicht dran am grossen Los — und im letzten Moment wurde ich um es betrogen. Sie wissen, dass mir das Leben auf Erden keineswegs verleidet war, ich habe so viele Interessen und Hobbys, umringt von Kindern und Enkeln — aber die Rückkehr war wie der Abstieg in eine dunkle Schlucht. Und ich freue mich auf den nächsten, sicher erlösenden Infarkt wie ein Kind auf Weihnachten. Furcht kenne ich keine mehr als die, es könnte zu lange gehen bis zur Heimreise in jenes ungeheure Licht.» Es ging dann noch lediglich drei Viertel Jahre bis zur Erfüllung. Und diese Monate waren durchlichtet von Vorfreude auf die grosse Hinreise.

Wir verbuchen: Die Verlust—Gewinn-Waage im Blick auf das Sterbegeschehen beginnt sich bereits einseitig zu bewegen . . . Gleichsam zur Bestätigung dieser Erfahrung hören wir diejenige eines «Beinahe-Gestorbenen» an, der, selber Arzt, das verhältnis-

mässig tiefe Vordringen in den Tod erstaunlich präzis erlebte und nachzuzeichnen in der Lage war:

«Im Verlauf einer schweren Ornithose (früher Papageienkrankheit genannt) ereilten mich im Abstand von knapp zwei Tagen zwei Lungeninfarkte. Beide Male war es, als würde ein Spiess quer durch die Brust gestossen. Weder Ein- noch Ausatmen war möglich, und ich glaubte zu ersticken. Dabei engte sich das Gesichtsfeld kreisförmig von aussen nach innen ein. Als Letztes sah ich beim ersten Infarkt noch in der Mitte, aber vermeintlich immer weiter weg, eine Schwester, und der letzte Gedanke, der mir vor dem Schwinden des Bewusstseins in Erinnerung blieb, war: «Ach, so ist das!» (gemeint war: das mit dem Sterben). Denn nach dem unerträglichen Schmerz und der sich zunächst steigernden Todesangst erlebte ich die Auflösung beider Empfindungen, auch des Zeit- und Gegenstanderlebens. Wie lange ich in den Auflösungszustand — und *Er*lösungszustand getaucht war, ist mir nicht mehr nachvollziehbar. Rückblickend kommt mir eher der Gedanke an einen räumlichen Vollzug. Nach dem skizzierten «Umschlag» schien ich einmal wie zum Punkt zusammenzuschrumpfen, gleichzeitig mich aber wie ins Unendliche auszuweiten und in dieses hinüberzufliessen. Ein zunehmendes Befreiungs- und Glücksgefühl war damit verbunden, lässt sich aber nicht mit Worten beschreiben.

Als ich — noch unter Sauerstoff — wie aus Bruchstücken wieder erwachte, war deutlich ein Sträuben in mir, in das qualvolle (irdische) Dasein zurückkehren zu sollen. Ich wollte «wieder hinüber» — nicht etwa wie in einen «Traum», vielmehr war das *Hier* wie ein drückender Traum gegenüber einer *wirklicheren,* herrlichen Welt . . . Dann kam der zweite infarkt. Wieder der mächtige «Sog von der andern Seite». Und noch stärker als das erste Mal war die Enttäuschung, doch wieder im Hier und Jetzt landen zu müssen. Diese Empfindung ist untergründig geblieben; sie taucht nachts, in Träumen und in einsamen Meditationsstunden immer wieder stärker auf. Das hat nichts mit einer Depression oder gar mit Lebensflucht und Selbstmordideen zu tun. Gleichzeitig ist die mich bis dahin fast ständig begleitende Furcht vor dem Sterben völlig verschwunden. Und alles, was ich bisher über Tod und Sterben gelesen hatte, erschien in einem neuen Licht, vor allem dass das Sterben als Vollendung der Selbsthingabe *das grösste Erlebnis* schlechthin wird und letztlich ein Liebesakt ist. Der *Sinn* des Lebens ist *die Hingabe* des Lebens.»

Der Berichterstatter, heute Professor für Psychiatrie, hat sich seither immer neu Rechenschaft zu geben versucht über eine eigentümliche Verwandlung seiner Grundhaltung, seiner Einstellung zum Leben, zu den Mitmenschen, zu den Dingen. Es sei im Grunde gar nicht so sehr Todessehnsucht, was den Grundklang seiner Seele ausmache als das Tiefste und Letzte. «Vielleicht kann man es so ausdrücken, dass mir seither alles *geliehen* vorkommt. Ich kann nichts mehr, was mir angehört, was mir gegeben, geschenkt wird, anders als mit zärtlicher Wehmut betrachten.

Alles ist geliehen und kann jeden Augenblick zurückgefordert werden. Es ist geliehenes Leben . . . Und auch dies Erlebnis des «Geliehenen» hat sich mit der Zeit gewandelt in «anvertraut». Und das dazugehörige «Zurückgefordertwerden» hat sich ausgeweitet in «Verantwortetwerdenmüssen». (Wer mit den entscheidenden Aussagen des neuen Testamentes vertraut ist, entdeckt in solchen Erfahrungen sofort die Konturen, die das innere Leben eines Hoffnungsmenschen gestalten: Loslassen, Haben als hätte man nicht, anvertraute Talente verwalten, Bereitsein für das Preisgericht drüben, wo alles verantwortet werden muss, ob es in Gott getan ist.

Doch zurück zum zentralen Geschehen in den obigen beiden Berichten. Es sind fraglos *Sterbeprozesse,* von innen erlebt. Freilich nicht zu Ende gekommene Sterbefälle. Gewaltig fortgeschrittene medizinische Interventionsmöglichkeit (Reanimation) half mit, das begonnene Sterben aufzuhalten, die Sterbenden von «ziemlich tief hinten» zurückzuholen. Aber als Teilphase ist das erlebte Stück Sterben ungeheuer auskunftskräftig.

Einseitig biologisch-anatomisches Erforschen und Erfassen des Sterbeprozesses, wie es für die Ausbildung des Arztes unentbehrlich ist, vermag den Tod nur als «Aufhören» der Lebensvorgänge, als schlechthiniges *Ende* zu beschreiben. Bei der medizinisch-juristischen Frage, welcher physiologische Vorgang am zuverlässigsten den eingetretenen Tod anzeige, einigte man sich bekanntlich international dahin, der Tod gelte als eingetreten, wenn keinerlei elektrische Gehirnströme mehr registrierbar sind. Diese sehr brauchbare Uebereinkunft verführt leicht zur Suggestion, der ganze Mensch sei mit diesem Zeitpunkt total vernichtet. Denn nach dem Stand der heutigen Naturwissenschaft ist Existenz, sogar geistige Existenz, ohne materielles organisch-lebendiges Substrat nicht denkbar. (Aber wie oft schon trat der Menschheit etwas ins Gesichtsfeld, was bis anhin wissenschaftlich nicht denkbar, also in seiner Existenz unmöglich war!) Sterben kann, wird gefolgert, niemals mehr Bedeutung besitzen als das Erlöschen einer Existenz. Darum kann ihm auch nicht mehr Aufmerksamkeit zukommen als einem Ausklingen. «Ewigkeitsspekulationen und religiöser Bla-Bla hin oder her — wenn nur Tante Frida schicklich unter den Boden gebracht wird», vereinfachte ein sehr typisch moderner Aufgeklärter.

Wie völlig andersartig, in die völlige Gegenrichtung weisend lauten die Erfahrungen der beiden Sterbenden, die selber *Subjekt* des Sterbens waren! Was von aussen, gegenständlich gesehen nur wie ein Auspendeln, ein Ab- und Zusammenbruch erscheint, wird vom Subjekt des Sterbens — nach einem Durchgezwängtwerden durch die tatsächlichen Trümmer der zerbrechenden physischen Existenz jählings als befreiender Durchbruch in etwas total Neues, Neuartiges, Jenseitiges erlebt. Das Ende des Bisherigen verwandelt sich in einen Neuanfang auf völlig anderer Ebene ausserhalb unserer räumlich-zeitlich strukturierten Erdenexistenz. Der Begriff «Erlöschen» oder «Vernichtung» wird durch etwas ersetzt, was viel eher nach *Steigerung* und Intensivierung des

Seins gemahnt. Es drängt sich ein ganz anderes Gleichnis als das des «Ausklangs ins Nichts» auf, nämlich das der *Geburt*. «Der Tod ist wie die Geburt nur eine Transformation», sagte Lessing. *Und Boros* präzisiert: «Das Bild der Geburt drängt sich auf. In der Geburt wird das Kind gleichsam gewaltsam aus der Enge des Mutterschosses gedrängt und muss die schützende Geborgenheit des mütterlichen Gehäuses verlassen; es wird ausgeliefert und von einem ganzheitlichen Untergang bedroht. Zugleich eröffnet sich vor ihm (dem Neugeborenen) eine weite, neue Welt, ein neuer, grösserer Weltbezug, die Welt des Lichtes, der Farben, der Bedeutungen, des Mitseins in Liebe. Aehnliches geschieht im Tode mit dem Menschen: Gewaltsam wird er aus der Enge seiner bisherigen Wirklichkeit herausgepresst oder (im Unfallgeschehen) herausgeschleudert. Gleichzeitig gelangt er zu einem neuen, wesenhaften, gewaltig ausgeweiteten Weltbezug. Er geht also einerseits wirklich unter im Sinne einer Nichtung, eines gewaltsamen Entzugs seiner Leib-Weltlichkeit (des Entzugs der räumlich-zeitlichen Struktur während der irdischen Lebensspanne). Zugleich taucht er unter bis zu den Wurzeln der Welt und erhält dadurch einen kosmischen Daseinsbezug, eine totale Weltpräsenz. Dieser Weltgrund, in den der Mensch sterbend hinuntersteigt, ist seinem Wesen nach christusoffen, transparent auf den Urgrund alles Seienden. Der Mensch wird im Tode auch all dem gegenübergestellt, wonach er immer in der Tiefe seiner Sehnsucht verlangt, was er in all seinen Erkenntnissen immer schon vermutet, was er in all seinem Lieben im Grunde umarmt. Christus steht da, das Zentrum und Urbild alles Menschseins, vor dem Hinübergerufenen, in unendlichen Spiegelungen, oder auch leuchtend wahrgenommen, und ruft ihn mit der Gebärde der erlösenden Liebe zu sich . . .»

Sie werden fragen: Woher weiss dieser das alles? Nun, diese Skizze, die den Sterbevorgang mit menschlichen Begriffen nachzuzeichnen versucht, entspricht — erstaunlich genug! — so und so manchen Sterbeerlebnissen schwer Verunfallter, Operierter und dann Wiedererwachter (Die Rückgängigmachung des Sterbeprozesses ist eine der erhabensten und gefährlichsten Errungenschaften unserer Epoche!) Jede Phase, jede Einzelheit wurde bestätigt:

a) Das «Hinausgepresst- bzw. Hinausgeschleudertwerden» aus der bisherigen diesseitig-körperlichen Einwohnung: Manche durchlitten im klinischen Tod eine Phase, wo sie sich *durch einen dunklen Raum gezogen* fühlten. Es wurden hiezu Ausdrücke wie «Höhle», «Schacht», «Tunnel», «Rohr», «Trichter» zuhilfe gezogen. (Die Verwandtschaft mit dem irdischen Geburtsgeschehen drängt sich förmlich auf: Sigmund Freud hat aufgedeckt, dass es geburtstraumatische Erinnerungs-Alpträume gibt, in denen man sich durch genau solche Verengungen hindurchzwängt.)

b) Sodann blieb vielen in Bewusstlosigkeit Gesunkenen, vorab schwer Verunfallten, in Erinnerung, dass sie das *Austreten aus dem bisherigen eigenen Körper* miterlebten. Sie waren auf einmal nicht mehr identisch mit diesem, sie sahen ihn als Objekt aus einiger Entfernung auf der Unfallstelle oder auf dem Operationstisch liegen. Sie wurden Zuschauer dessen, was mit ihrem von ihnen «selbst» verlassenen Körper geschah. Beispiel: Ein Polizeibeamter verunfallte abends auf der Heimfahrt schwer und erzählte hernach den Aerzten, die ihn wiederbelebten, mit schlichten Worten das Folgende:

«Ich fuhr nach meiner Abendschicht spät nach Hause. Plötzlich befand ich mich zwischen einigen Menschen, die um ein verunglücktes Auto herumstanden. Ein junges Mädchen war damit beschäftigt, einen Körper aus dem Auto herauszuziehen. Keiner von den andern rührte einen Finger. Ich glaube, dass alle vom Schock des Geschehens gelähmt waren. Und ich dachte: Warum stehst du eigentlich hier regungslos unter den Zuschauern? Da konnte ich endlich das Gesicht des Verunglückten sehen: es war mein eigenes. Das Mädchen kniete jetzt über meinem Leibe, und ich stand, vom Schock gelähmt, daneben und sah hilflos zu. Das Mädchen drückte seinen Mund auf meinen Mund und begann, meinen Körper zu beatmen. Da sah ich plötzlich nichts mehr. Das nächste, das ich wahrnahm, war erst, dass ich im Krankenhaus die Augen aufschlug.»

c) Damit nicht genug: Während dieses Hinausgeborenwerdens aus dem Physischen Körper erlebten viele entweder *eigenartig intensive Klangvisionen oder Licht- und Farbphänomene* bzw. beides. Beides scheint darauf hinzuweisen, dass der Erlebende tatsächlich zu den «Wurzeln» der physischen Schöpfung hineinsinkt, ins Archaische also, in jenen Urbereich, wo alle Materie in der Schwingung, in der Frequenz von Licht verwurzelt ist.

d) Die, die so tief hineingerieten ins Todesland, über die Schwelle der Haftung an den Erdenleib hinaus — sie sind ausserhalb der Reichweite irdischer Menschen, und zunächst buchstäblich *«mutterseelenallein»*, insofern sie ja die Geborgenheit und den Halt in der mütterlichen Beheimatung in Fleisch und Blut verloren haben.

e) doch nicht lange währt diese grandiose Einsamkeit (sofern das weitere Vordringen ins «Drüben» nicht durch Reanimation und Wiedererwachen abgebrochen wird). Der Hinübergehende findet sich bald im überraschenden *Mitsein mit anderen Wesen*. Oft sind es bereits verstorbene Freunde oder Verwandte, die wie zum Empfang erscheinen. («Welch eine Schar kommt dort gezogen schon» heisst es ein einem Sterbelied der Kirche?)

f) Aber dieses Erscheinen von Mitgenossen, von aus dem Erdenleben ausgeschiedenen Brüdern wird bald bei weitem überglänzt von einer *erhabenen Lichtgestalt gänzlich anderer Art*. Faszinierend wie ein zentraler brennender Busch des Universums — und doch unsäglich mild, ohne Blenden, ist er im Nu das personale Zentrum, in dessen stille Gewalt, in dessen überwältigende Anrede sich der vom Irdischen Weggerissene einbezogen erfährt. Alle Furcht wird verschlungen von einer schrankenlosen Bejahung und Liebe von jenem Wesen her. Er fühlt sich völlig in Barmherzigkeit eingehüllt.

Zeit zum Reden – Zeit zum Schweigen

VSA-Seminarwoche für Heimleitungen und Kaderpersonal

19. bis 23. Januar 1981 in Bad Schönbrunn, Edlibach (Kanton Zug)

Leitung: Dr. Imelda Abbt

Im Januar 1980 wurde in der Heimstätte Rüdlingen erstmals eine derartige Seminarwoche durchgeführt, die eine nachhaltige Wirkung zeitigte. Aus dem Kreis der Teilnehmer kam der Wunsch nach einer Fortsetzung und Wiederholung. Die Kurswoche in Bad Schönbrunn, die nicht in erster Linie Berufskenntnisse, sondern vertiefte Einsichten vermitteln will, soll zu einer gemeinsamen Besinnung auf die Bedeutung des Redens und Schweigens im zwischenmenschlichen Leben führen. Neben Wissensvermittlung, Gruppengesprächen und Textlesungen wird auch Zeit zur Ruhe und Erholung sein.

Aus dem Programm

Montag, 19. Januar 1981	Leben — Sprechen — Schweigen nach dem alttestamentlichen «Prediger»
Dienstag, 20. Januar	Die Mehrdimensionalität der Sprache (In Anlehnung an Martin Buber)
Mittwoch, 21. Januar	Reden und Schweigen in der Psychotherapie Referent: Dr. R. Van Wezemael, Adligenswil
Donnerstag, 22. Januar	Sprache begreifen — ein hundertjähriges Bemühen
Freitag, 23. Januar	Zur Bedeutung von Reden und Schweigen in der Heimpraxis Meditativer Ausklang: Pfarrer H. R. Pfister, Ottenbach

Kurskosten Fr. 450.— (inkl. Unterkunft und Verpflegung)
Fr. 380.— für Teilnehmer aus VSA-Heimen
15 Prozent Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Anmeldeschluss 31. Dezember 1980

Anmeldung

Seminarwoche Schönbrunn 81

bis 31. Dezember 1980 an Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, senden

Name _____ Datum _____

Vorname _____ Unterschrift _____

Name und Adresse des Heims _____

_____

Mitgliedschaft des Heims Ja ☐ Nein ☐

Persönliche Mitgliedschaft Ja ☐ Nein ☐

g) Und all dies ungeheure Geliebtwerden und Angenommensein ist *Gespräch* — doch jenseits des irdischen Sprachengestammels. Der Neuankömmling wird von einem Licht durchdrungen, das alles weiss über ihn, und so kommt sein ganzes auf Erden gelebtes Leben, bis zu verborgensten Einzelheiten ans Licht. Der Erlebende wird durch die unaussprechliche Nähe des Leuchtenden *sich selber total transparent. Er sieht,* wie in einem Film, *sein Lebenspanorama.* Und er weiss sich unüberhörbar aufgefordert zur Wertung und Sichtung des Gelebten nach dem Maßstab der ungeheuren Liebe und Ehrfurcht, die von dem «Licht der Welt» ausströmt . . .

Genug! Wir haben Erlebnisbruchstücke, Erfahrungsfetzen aus den Erinnerungen von klinisch tot Gewesenen und dann ins Leben Zurückgekehrten, zusammengetragen als Belege für den im Menschheitswissen schon immer lebendig gewesenen tiefen Gedanken, dass der Tod nicht ein Ende schlechthin, sondern eine Art *Geburt* zu neuem Sein auf neuer Ebene darstelle. Habe ich Märchen erzählt? Habe ich die Phantasmagorien Sterbender, habe ich Halluzinationen und Visionen, die sich ja schon pharmakogen auch bei Fixern, also auch bei unter starken Mitteln befindlichen Sterbenden einstellen, mit Tatsachen verwechselt? Gerade mit diesen Phänomenen vertraute Aerzte — ihrer sind aus naheliegenden Gründen nicht allzu viele — *warnen* davor, solche Erfahrungen an der Todesschwelle auf physiologisch bedingte Nervenzuckungen zu reduzieren (ich nenne: J. Wunderli, E. Wiedenhütter, R. Moody u.a.). Ich muss es Ihrem geistigen Feingefühl überlassen, ob Sie zu vordergründig-materialistischen Defensiven Ihres argumentierenden Intellekts Zuflucht nehmen wollen oder ob Sie es doch für anregend und die Lebenspraxis fruchtbar erachten, sich der Aussagekraft der genannten Phänomene zu stellen.

Liebhaber der Bibel möchte ich in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass eine autobiographische Mitteilung des Apostels Paulus mit dem eben Vorgetragenen merkwürdig deutlich übereinstimmt: «Ihr Korinther tut gross mit euren persönlichen Visionen und Offenbarungen. Jetzt will ich mich auch einmal wichtig machen damit. Ich kenne einen bestimmten Christen (er selbst), der vor vierzehn Jahren in den dritten Himmel versetzt wurde. Ich weiss nicht, ob er körperlich dort war oder nur im Geist; das weiss nur Gott. Ich bin jedenfalls sicher, dass dieser Mann ins Paradies versetzt wurde, auch wenn ich nicht weiss, ob er körperlich dort gewesen ist oder nur im Geist. Das weiss nur Gott. Dort hörte er (Paulus!) geheimnisvolle Worte, die kein Mensch aussprechen kann. Mit diesem Mann will ich angeben. Für mich selbst prahle ich nur mit meiner Schwäche . . .» (2. Kor. 12, 1—5). Wir fügen bei, dass diese Entrückung mit grosser Wahrscheinlichkeit mit einem Verfolgungserlebnis, eventuell mit seiner Steinigung in Lystra mit anschliessendem Scheintod in Zusammenhang zu bringen ist. Wir können die scheue Zurückhaltung in dieser Mitteilung von im Grunde fast nicht beschreibbaren Geheimnissen kaum übersehen. Sie mag uns sympathischer ansprechen als die detaillierten modernen Erfahrungsberichte.

Wir sind uns dessen voll bewusst, was die in diesem Abschnitt vorgelegten Sterbeerfahrungen leisten und was nicht. Es sind keine vollständigen Todeserfahrungen. Aber es sind Belege dafür, dass Hölderlins Satz «Denn wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch» kein leeres Wähnen ist. Sie mögen manche überstarke Todes- und Sterbeangst abbauen helfen. Und sie bilden eine nicht mehr zu übergehende empirische Antithese zur Gleichsetzung des Menschenwesens mit seiner naturwissenschaftlich erfassbaren Lebensstrecke zwischen Geburt und Tod. Die vorgelegten Erfahrungen stützen die ahnende Hoffnung, die C. G. Jung im Alter annehmen liess, das Erdenleben sei der Ausschnitt eines Seins, das die gelebten Jahre unendlich überragt. Auch er bezeichnete das Ende des Lebens als eine «zweite Geburt, welche nach aussen hin als Tod erscheint» und das «sogenannte Leben» selbst als eine «kurze Episode zwischen zwei grossen Geheimnissen, das doch nur eins ist». Und weiter: «Wir haben gute Gründe, anzunehmen, dass die Dinge mit dem Tod nicht zu Ende sind. Es scheint, als sei das Leben ein Zwischenspiel in einer langen Geschichte. Sie bestand schon, bevor ich war, und wird höchstwahrscheinlich weitergehen, wenn das bewusste Intervall in einer dreidimensionalen Existenz zu Ende ist.»

Was leisten aber die obigen Erfahrungsberichte *nicht?* Sie sind nicht das Evangelium. Sie können sogar zu kurzschlüssigen Vorspielen der nachtodlichen Seligkeit entführen und zur religiösen Droge werden. Sie können Tendenzen zur Lebensflüchtigkeit fördern. Dann hätte wieder einmal Karl Marx recht mit der «Religion als Opiat für das traurige Volk». Der Weg ins ewige Leben geht mitten durch das zeitliche hindurch, nicht im Schwelgen in Jenseitsenthüllungen an ihm vorbei. Die Ewigkeit begleitet uns mitten im Leben als Impuls von jener Mitte der Welt her, wo das Leben in die vollendete Hingabe einging.

3. Und nach dem Tode?

Aber da ist in der Lazarusgeschichte noch der andere, der Reiche. «Aber auch der Reiche starb und wurde begraben.» Diese Todesmitteilung ist schweigsamer als die über Lazarus. Dann aber folgt eine wahrhaft beängstigende Aussage: Drüben im Totenreich litt er Qualen . . .» Ich gedenke mich nicht um das Ungeheuerliche dieses Textes herumzudrücken mit dem geschichtlichen Hinweis, dass sich Jesus hier in den geläufigen Jenseitsvorstellungen seiner frommen israelitischen Zeitgenossen bewegt und dass diese nicht unbedingt die unsrigen sein müssen. Sondern wir gehen mal andersherum an die Aussage heran. Richtig ist: sie bietet wenig Ansatzpunkte für eine Theorie von metaphysischen Höllenpeinkonzentrationslagern mit zeitlicher Unendlichkeit. Unser irdischer Zeitbegriff ist auf jenseitige Dinge ohnehin ungültig. Gott ist kein Strafsadist. Sondern er ist immer gnädig, geduldig und von grosser Güte. Von der Hölle im dogmatischen Sinn ist ohnehin nicht die Rede. (Luther übersetzte das Griechische «Hades» betrüblicherweise immer mit

«Hölle», wo es doch ganz allgemein «Totenreich», «Region aller Abgeschiedenen» bedeutet.)

Und doch: Ins Licht der Gottesnähe, in die Lieblichkeit der Israelfamilie um Abraham gelangt er nicht. Und er leidet. Das Wort «Qualen» heisst im Griechischen auch: Prüfstätte, Untersuchungsgefängnis, Verhaftung. Die Aussage beinhaltet, dass die «Sterbegeburt» in diesem Falle, anders als bei allen genannten Beispielen, nicht in die befreiende Weite führt. Der Passagier bleibt stecken. Die Emigration ins grosse Licht gelingt nicht. Positiv ausgedrückt: er darf — (muss) — *Nachhilfestunden* absolvieren, um — vielleicht — beförderungsfähig zu werden. Freilich, der Zusatzunterricht drüben, als Ersatz für auf Erden verbummelte und verpönte Lernprozesse, ist hart und schmerzhaft. Aber dass er das darf, dass er nicht der Vernichtung anheimfiel, ist eine letzte Gnade, eine Chance, eine letzte Auswirkung seines Geschaffenseins nach Gottes Ebenbild. Er wird sogar eines minimalen Gesprächskontakts mit kompetenten Vertretern des jenseitigen Gottesvolks gewürdigt. Das ist ein Silberstreifen.

Gelernt hat er noch wenig. Kaum entdeckt er den jetzt nicht mehr zu übersehenden, regenerierten und rehabilitierten Lazarus, so fällt er sofort wieder in sein altes eingeschliffenes irdisches Rollenspiel zurück, wonach Menschen und Dinge nur insoweit Bedeutung erhalten, als er über sie verfügen kann. Lazarus als Laufbursche für seine Durststillung! Haben Sie vielleicht aus der Tiefenpsychologie eine Ahnung davon, wie tief eingefressen in die untersten Schichten unseres Wesens die Rollenspiele der Machtausübung, des Grandseigneur-tums, des Raffinements, des Manipulierens sein können — und dass das Sterben uns ungefähr so an das Totenreich aushändigt, wie wir sind, so finden Sie das alles gar nicht so erstaunlich. Und das Lernen scheint drüben auf einige zusätzliche Schwierigkeiten zu stossen. Man kommt langsamer vom Fleck . . . Der einzige Fortschritt aus der Egozentrik hinaus ist sein innerhalb des Familienergoismus verlaufendes Mitleid mit seinen Brüdern, denen er sein Elend ersparen möchte. Auch da wäre Lazarus für ihn handlich. Er könnte ein okkultes Erscheinen bei den Brüdern produzieren, um sie aus dem Selbstbedienungsrausch aufzuscheuchen. Doch Abraham verwirft diese Idee als der heiligen Natürlichkeit und Unaufdringlichkeit des göttlichen Waltens zuwiderlaufend. Es gebe schärferen Pfeffer, beissenderes Salz, brisanteres Feuer und Sprengmaterial, um die Brüder aus der Diesseitsversunkenheit aufzuwecken: die Thora, die Lehre des Moses und die Propheten! Nicht sensationelle Jenseitsenthüllungen, sondern das lebendige Reden Gottes schafft Erweckung und bringt die notwendigen Lernprozesse in Gang!

Warum ist der Reiche drüben im Dunkeln und in unübersteigbaren Arretierungen hängen geblieben? Weil er die elementarsten Lernprozesse auf Erden lässig von sich geschoben hatte. Lernprozesse sind Umschmelzungen unseres Bestandes. Ein kleines Sterben vor dem Sterben. Vorbereitungen, dass der Tod eine gute Geburt werde. Das hatte der Reiche weggeschoben. Das war für andere. Hingegen die

Stark gefragt:

VSA-Richtlinien

zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben

Bis vor einigen Monaten waren beim VSA die «Anstellungsbedingungen für Heimpersonal» erhältlich, die 1973 als kleine Acht-Seiten-Broschüre erschienen sind. Es handelte sich um eine Zusammenstellung der einschlägigen Bestimmungen des Schweizerischen Obligationenrechts sowie des Normalarbeitsvertrags für das Erziehungspersonal und des Normalarbeitsvertrags für das Pflegepersonal. Diese «Anstellungsbedingungen» konnten einzeln oder zunsammen mit einem Anstellungsvertragsformular beim Sekretariat VSA bezogen werden.

Im Lauf der Jahre zeigte es sich immer deutlicher, dass die «Anstellungsbedingungen» überholungsbedürftig wurden. Auf der Grundlage eines von Dr. Heinrich Sattler gelieferten ersten Entwurfs machten sich 1979 die Kommission Heimerziehung und die Altersheimkommission des VSA hinter die Aufgabe der Ueberarbeitung. Das Resultat der Arbeit vieler Kommissionssitzungen, das vom Vorstand im August 1980 gutgeheissen worden ist, liegt jetzt in den «VSA-Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben» vor.

Die neuen «Richtlinien» wurden vor der Gutheissung durch den Vorstand von einem auf Fragen des Arbeitsrechts spezialisierten Juristen und von einem Versicherungsfachmann mit Sorgfalt geprüft. Die Fachleute beurteilten das Papier positiv und bezeichneten es als vielseitig brauchbar. Besonders hervorgehoben wurde die Uebersichtlichkeit und die durch die Gliederung des Aufbaus gewonnene Flexibilität in der Anwendung.

Die «Richtlinien» werden als komplettes Set abgegeben. Jedes Set umfasst zwei Vertragsformulare — je ein Formular für den Arbeitnehmer und für den Arbeitgeber. Die «Richtlinien» bilden einen festen Bestandteil des Vertrags und sind mit der Vertragsunterzeichnung ausgefüllt dem Arbeitnehmer auszuhändigen. Im Anhang I folgen den «Richtlinien» die Erläuterungen und Empfehlungen, die der VSA den Vertragspartnern geben kann. Anhang II bilden die Anmerkungen zur Frage der Kündigung zur Unzeit, und Anhang III gibt einen knappen Ueberblick über das Arbeitsvertragsrecht. Die ganze buntfarbige Garnitur mit Klemmschiene umfasst 18 Seiten und wird vom Sekretariat VSA zum Selbstkostenpreis (plus Porto) abgegeben.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

_____ Set(s) der neuen VSA-Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben zum Preis von Fr. 3.— pro Set (exkl. Porto und Verpakkung).

Name und Adresse

_____

_____

_____

Einsenden an Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48.

ganze Verarmungsgeschichte, das soziale Scheitern des *Lazarus* war dessen Vorsterben noch vor dem letzten Sterben, eine Verlust- und Ausräumungsgeschichte, die Raum schuf für Gott. «Gläubig» war er nicht, aber arm, das reichte.

Der Reiche steckt nicht in der Zwangserziehungsanstalt des Totenreichs, weil er reich gewesen war, sondern weil er die gewaltig grosse und anregende Chance irdischen Vermöglichseins nicht wahrnahm, aus seiner potenten Stellung ein jauchzendes Dankopfer für Gott und ein Potential des Diensts an Benachteiligten zu gestalten. Er verbaute sich mit seinem Selbstbedienungskreislauf die Einsicht in das (bei Wiesenhütter) bereits zur Sprache gekommene Dargeliehensein dessen, was wir hienieden sind und haben. Nicht einmal die schreiende Not des auf seinem Areal sich dahinschleppenden Lazarus vermochte bei ihm eine Neukonzeption der Existenz in Bewegung zu bringen.

Das aber ist's, was Gottes Reden zuwege bringen will: dass des Menschen Leben eine Eucharistia, ein wohlduftendes Dankopfer werde, dem Höchsten zu Ehren, den Mitmenschen zur Beglückung. Erst, wenn wir *gar keine* Liebesopfer, keine Herzenshingabe an Menschen und durch sie an Gott darbringen, sondern alle uns tangierenden Lebenskreisläufe so an uns reissen, dass sie unserer Selbstbestätigung, Selbstbeweihräucherung, Selbstmästung und Selbstsicherung dienen, *dann* sammeln wir gefährlichen «Brennstoff», der als unsere Schutzhülle versagt, wenn der Lichtstrahl und die Feuerflamme des grenzenlos Heiligen und grenzenlos Liebenden uns trifft. «Darum zündet die Feuer Gottes lieber schon jetzt in Eurem Leben an!» — Das wäre die logische Folgerung. Sie kommt tatsächlich von allen Seiten des Bibelwortes auf uns zu. Um nur die eine zu nennen:

> *«Jeder wird mit Feuer gepfeffert werden*
> *und jedes Opfer wird mit Salz gesalzen werden.*
> *Habt Salz in Euch . . .» (Markus 9, 49).*

Das sagt Jesus als Folgerung am Schluss einiger scharfer Warnworte gegen Menschen, die ihre Intelligenz, ihren Einfluss, ihre geistige Macht, ihre materiellen Mittel zur Deroutierung und Vergiftung der Schwachen, Verführbaren einsetzen. In solchem Zusammenhang schreckt Jesus nicht vor der Androhung mit der Feuerhölle zurück. Das Wort «Gehenna» kommt von der geographischen Bezeichnung des wüsten Orts im Tal Hinnom hinter Jerusalem, wo die immerbrennende Kehrichtvernichtung in Gang gehalten wurde. Sehr sinnig! Es geht aber auch an dieser Stelle Jesus nicht darum, die Höllenvorstellung des Spätjudentums zu zementieren und eine auf Angst aufgebaute Religiosität zu fördern. Im Gegenteil: er bringt das etwas schauerliche Höllendogma in Fluss, er dynamisiert es, er deblockiert es, indem er uns einen erregend interessanten Weg aufzeigt, die Hölle vorzeitig erfolgreich aus dem Wege zu schaffen, sie zu ersetzen durch das still glühende Opferfeuer eines Lebenskonzepts der Selbsthingabe an Gottes Willen. Wir müssten hier tief meditieren über die beiden Worte «Feuer» und «Salz». Beide gehörten damals zum Opferprozess. Beides sind sehr angriffige Elemente. Das Salz würzt, aktiviert, hält keimfrei, hält frisch. Das Feuer strukturiert um, verwandelt. Das sind von Jesus her gesehen genau die Prozesse, die Lernprozesse, die wir brauchen, um dereinst in der Feuernähe beim brennenden Dornbusch des göttlichen Bereichs nicht dezimiert, sondern erleuchtet und verklärt zu werden.

Nennen wir die Sache beim Namen. Jesus zeigt uns keine billigen Wege, keine weichen Lösungen. Schon die Spätantike, die Ihn umgab, stank nach Fäulnis und Verwesung. Sie war untergangsreif. Einzig wer das Feuer und das Salz des Geistes bei sich hatte, die jungen Christen-Gemeinden, verbreiteten einen erfrischenden Hauch des Zukunftsfähigen.

Einer der kompetentesten Psychotherapeuten der Gegenwart, der Wiener Viktor E. Frankl (jetzt New York), ist der Meinung, es seien heute in der westlichen Gesellschaft viel mehr Menschen psychisch krank infolge *Unterforderung* als durch Ueberforderung. Er denkt dabei an den immer weitern Abbau an mitmenschlichen Forderungen, an das immer konsequentere Verweigern von Bindungen an Menschen, die uns brauchen. Die individualistische Willkür kann sich im Namen der Selbstbefreiung ungefähr alles erobern an Verpflichtungslosigkeit. «Salz» und «Feuer» würden besagen, dass wir uns wieder von Menschen und menschlichen Beziehungen, von Aufgaben an Menschen *binden* lassen und zu den Opfern aus tiefster Kommunion mit dem Jesus, der sich für die Welt binden liess, ja sagen. Wenn wir ein Kind aufnehmen. Wenn wir die Alten und Isolierten heben und tragen. Wenn wir eine Partnerbeziehung auch durch Krisen und Belastungen hindurch halten. *«Der Sinn des Lebens ist die Hingabe des Lebens.»* Feuer und Salz meinen: Lasst euch fordern und herausfordern! Lasst euch mobilisieren im Blick auf die tiefen Schäden eurer Zeit! Leistet den permissiven Parolen Widerstand und setzt Beispiele, dass man gesünder, schöpferischer, glücklicher lebt, wenn man sich fordern lässt und seine Kerzen anzündet — warum nicht zeitweise an beiden Enden, wenn die Liebe spricht? Ihr gewinnt bei solchen Prozessen geradezu perennierende Lebensqualität, ihr kommt so schon jetzt mit Auferstehungskräften in Berührung. Ihr betretet eine Gestirnsbahn, die euch durch die jetzige Dunkelheit in Aeonen hinausträgt. Denn — so formuliert es Martin Luther — «wo immer und zu wem immer Gott redet, es sei in Zorn oder Gnaden, der ist gewiss unsterblich. Die Person Gottes und sein Wort zeigen an, dass wir solche Kreaturen sind, mit denen Gott bis in Ewigkeit und unsterblicherweise reden wird».

Hilfreiche Literatur:

Elisabeth Kübler-Ross: Interviews mit Sterbenden.

Elisabeth Kübler-Ross: Was können wir noch tun?

Eckardt Wiesenhütter: Blick nach Drüben.

Wilhelm Bitter: Alter und Tod (Klett). «Betreuung Sterbender», Hrsg. Herzig, Rocom.

Jürg Wunderli: Vernichtung oder Verwandlung?

Joh. Christoph Hampe: Sterben ist doch ganz anders.